nach so langen Wochen, standen sie jeden Morgen am Bette und warteten darauf, daß sich diese Augen wieder öffnen würden. Wenn dann die Blicke der Erwachten von einem zum anderen gingen, von Adrian, dem Vater, zu Karl und Hanna, den Kindern, so hoben sich, kaum merkbar, die Mundwinkel der Mutter, und etwas wie ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Dann hätten sie es selber nicht zu sagen vermocht: War es Hoffnung oder Furcht, was ihnen das Herz bewegte? Aber auf dieses Lächeln warteten die Drei, ja, es war ihnen manchmal, als könnten sie es erzwingen mit diesem Lächeln den Tod besiegen. Und so sehr hatten sie sich in den letzten Wochen an dieses morgendliche Erwachen gewöhnt, daß sie abends gefaßt und still sich zur Ruhe begeben und die Nacht in Frieden schlafen konnten ...

Adrian lag wie sonst neben seiner kranken Frau und lauschte auf ihren Atem. Die Kinder waren zu Bett gegangen. Sie hatten die Tür der elterlichen Schlafkammer offen gelassen. Ein leiser Luftzug trat von dort herein und bewegte die Flamme der Kerze auf dem Nachttisch. Seltsam verschoben sich dadurch die Schatten im Zimmer.

Adrian war müde, sehr müde. Aber er wollte wach bleiben. Zum Einschlafen war es noch zu früh. Dabei kamen ihm Gedanken, wunderliche, ferne, längst vergessene. Einmal fiel ihm ein, wie er selber vor Jahren hier krank gelegen und wie ihn seine Frau umsorgt hatte mit ihrer Liebe, die sie sich bewahrt hatten ...

Immer wieder wollten ihm die Augen zufallen. Die Kerze auf dem Nachttisch knisterte und schwankte. Die Schatten an den Wänden begannen zu wandern, nahmen Gestalt an.

Seltsam, da —

Adrian mußte angestrengt hinblicken, um sie zu erkennen.

Ja, da stand sie. Da stand mit einem Male seine Frau vor dem Bette, sah ihn mit ihren sorgenden Augen an und sagte mit ihrer ruhigen Stimme: „Du bist krank, Adrian, sehr krank. Aber ich gehe jetzt. Ich gehe, um die Medizin zu holen. Du wirst schlafen, Adrian, lange schlafen. Aber wenn Du aufwachst, bin ich wieder bei Dir. Ja, und dann sind wir beide gesund."

Damit wandte sie sich ab und ging durch die dunkle Tür hinaus auf den Flur. Die Klingel der Haustür schellte. Er hörte es deutlich. Dann schlief Adrian wirklich ein.

„Vater!" Der Schlafende fühlte, wie ihn jemand am Arm rüttelte.

„Vater!" Das war Karls Stimme. Sie klang heiser und gepreßt.

„Vater! Hast Du nicht die Türklingel gehört?"

„Türklingel?" fragte Adrian halb noch im Traum. „Das war Mutter. Sie ist hinausgegangen, um die Medizin zu holen."

„Mutter?" Karl hatte geschrien.

Da wurde auch der Vater plötzlich ganz wach. Er griff nach der Hand seiner Frau. Sie war kühl. Er horchte nach dem Atem seiner Frau. Der stand still.

Zitternd, auf Zehen kam Hanna herein. Adrian sah sie an und sagte leise: „Mutter ist hinaus gegangen, Hanna."

Schluchzend warf das Mädchen sich neben ihm nieder.

Aber der Vater blieb ruhig, ganz ruhig. Er legte seine Hand auf ihr Haar und sagte: „Nicht weinen, Hanna, nicht weinen. Sie hat es mir selber gesagt: Wenn wir aufwachen, ist Mutter wieder bei uns."

Der Bart des Diplomaten.

Einst schickte der König von Dänemark einen jungen Adligen, den Baron von Rosenkrantz, als Gesandten nach London in Erwiderung einer besonderen Mission, durch die Cromwell die damals soeben vollzogene Erklärung Englands zur Republik dem dänischen Hofe angezeigt hatte. Die Lippe des Diplomaten zierte nur ein schwaches Bärtchen, ein Zeichen seiner Jugend. Der englische Diktator betrachtete es als Mißachtung, daß man ihm einen so jungen Herrn gesandt hatte. Er zögerte nicht, seinem Unwillen durch einen taktlosen Scherz über den Milchbart des jungen Edelmanns Ausdruck zu geben. Dieser wußte sich jedoch seiner Haut zu wehren und erwiderte schlagfertig: „Wenn mein Bart auch noch jung ist, älter als Ihre Republik ist er auf jeden Fall."

Zu spät erkannt.

Sie gehen alle fort von Dir,
Die Kinder und die Alten.
Du kannst — so gern Du es auch willst —
Nicht einen einz'gen halten.
Der Kreis war groß, den um Dich her,
Das Leben hat gezogen;
Nun scheint es fast, als hätte es,
Dich um Dein Glück betrogen.

Sie nehmen alle etwas mit
Von Deinem eignen Leben —
Du fühlst, Du hast mit einem Mal,
Dich restlos ausgegeben.
Und das, was Du als Sorgenlast,
Oft bitter hast empfunden,
Das war Dein Glück — Dein Lebensglück
Für immer nun entschwunden!

Frieda Callier.

Die Backhendel-Soirée de Vienne.

Franz Liszt war einst beim österreichisch-ungarischen Botschafter in Paris, Fürsten Metternich, eingeladen. Ihm zu Ehren gab es „Backhendel", welche die Fürstin mit den Worten ankündigte: „Jetzt folgt ein heimisches Gericht." Der große Musiker stattete wenige Tage später seinen Dank durch Widmung einer Transkription Schubertscher Walzer ab. Er überreichte die Notenhandschrift mit den Worten: „Auch ich habe Ihnen ein heimisches Gericht mitgebracht." Später nannte er das Werk nie anders als die Backhendel-Soirée de Vienne.

Er muß es wissen.

Kaiser Joseph belagerte Belgrad. Den Oberbefehl über das Heer führte Feldmarschall Graf Laszy. Aber unter dem alten Herrn ging die Sache nicht recht vorwärts, weshalb der Kaiser den General Loudon heranzog, welcher der Belagerung ein ganz anderes Gesicht gab. Gleich anfangs fragte ihn Joseph, wieviel Zeit er wohl dazu brauche, um die Festung zu bezwingen. „Wenn alles Gerät zur Stelle ist, zehn bis zwölf Tage, Majestät", war die Antwort. Laszy, der das mit angehört hatte, meinte, damit wäre denn doch wohl zu viel versprochen. Aber der Kaiser nahm ihn gütig beiseite und sagte leise: „Wir müssen ihm das schon glauben, denn wir beide haben noch keine Festung erobert."

Wie Spontini komponierte.

Charles Maurice erzählt in seiner 1856 erschienenen Histoire anecdotique du théâtre, daß Spontini, ein italienischer Opernkomponist, der von 1774 bis 1851 lebte, nur in vollständiger Dunkelheit komponierte. Wenn am Tage die schöpferische Stimmung über ihn kam, ließ er die Fenster verhängen, gründlich und sorgfältig, bis auch nicht mehr der geringste Lichtschein zu bemerken war. Erst dann vermochte er den inneren Klängen zu lauschen und deren Melodien nieder zu schreiben.

Wilhelm von Hebra.

Mutter.

Wir sind klug. Doch aller Enden
fügen wir nur Stein auf Stein.
Dir, in Deinen Schöpferhänden,
schwingt das Leben, ruht das Sein.

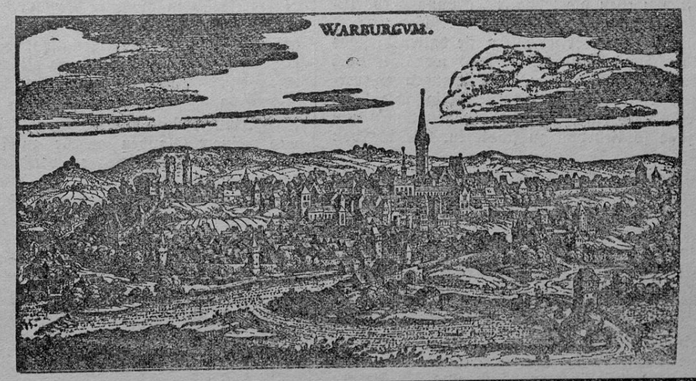
Und wir dünken uns so weise,
weil uns Buch und Welt gelehrt:
Dir hat Deine Seele leise
aller Weisheit Sinn verehrt.

Du verkündest nimmermüde,
was vor Zeit und Gott besteht:
Deine Weisheit ist die Güte
und die Liebe Dein Gebet.

Ludwig Marx.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg

Nr. 44 — 1. Juni 1929 — 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

21. Fortsetzung

„Nein, Miß van Allen ist nicht linkshändig! Das wissen Sie selbst! Sie hätten es sonst doch merken müssen! Aber sie schreibt links, weil sie anders schreiben wollte als Mistreß Schuyler!"

„Ach, Unsinn!" begann ich; aber Stone unterbrach mich.

„Warten Sie, Calhoun; nicht so hitzig! Alles, was Terrence sagt, ist ganz wahr. Dafür bürge ich. Hören Sie weiter."

„Es hat keinen Zweck mehr, fortzufahren", sagte Fibsy verzagt. „Mister Calhoun weiß, daß ich recht habe, nur will er es nicht glauben, und das verarge ich ihm nicht! Sogar jetzt, wo er die Sache übersieht, findet er keinen Beweis für das Gegenteil, denn die Abdrücke sagen alles."

„Abdrücke?" fragte ich halb verwirrt.

„Ja, Herr; ich photographierte eine Menge Fingerabdrücke in beiden Häusern; die Polizei fixierte und vergrößerte sie für mich und druckte sie auf kleine Karten ab; wie Sie sehen, sind sie alle ganz gleich."

Ich blickte auf die Kärtchen, die der Knabe in der Hand hatte, und Fleming Stone nahm sie, um sie genau zu besichtigen.

„Diese Abdrücke sind von allen möglichen Sachen in beiden Häusern abgenommen", fuhr Fibsy fort, „und die Polizei hat die besten herausgesucht! Da sind sie eben!"

„Hören Sie weiter", sagte Stone. „Mistreß Schuyler hörte uns heute abend sagen, Fibsy wolle die Bürsten und dergleichen photographieren, um Miß van Allens Fingerabdrücke zu bekommen — und was tut sie? Sie schickt Tibbetts hinüber, damit sie Bürsten, Spiegel, Stuhllehnen, kurz alles, abreibt, was eventuell einen Beweis liefern könnte. Eine hoffnungslose Aufgabe — denn die Frau konnte nicht alle Abdrücke im Hause verschwinden machen. Es war auch schon zu spät, denn Fibsy hatte bereits seine Kamera benutzt."

„Woher wissen Sie, daß sie das getan hat?" fuhr ich den Detektiv an.

„Weil Terrence alle Anzeichen dieser Reinigung gefunden hat, und Mistreß Schuyler uns absichtlich länger drüben behielt, als wir bleiben wollten. Sie wissen, wie eindringlich sie uns aufforderte, zu bleiben. Wahrscheinlich nur, um ihrer Dienerin mehr Zeit zu lassen für ihre Arbeit. Nun, Mister Calhoun, fahren Sie fort mit Ihren Einwendungen gegen unsere Schlüsse. Das fördert ja nur unsere Sache."

„Die Briefe", murmelte ich, kaum imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. „Vicky Van sandte einen Brief an Ruth Schuyler!"

„Gewiß, das tat sie! Sie schrieb ihn selbst, natürlich wieder mit der linken Hand, und gab ihn selbst auf, damit die Polizei von den Nachforschungen ablassen sollte. Auch der Brief von Miß van Allen an Randolph Schuyler wurde von Mistreß Schuyler nach seinem Tode in seinen Schreibtisch gelegt, damit wir ihn dort finden sollten!"

„Unmöglich!" rief ich. „Ich will diese Schmähungen nicht länger dulden!"

„Das hat sie auch getan!" rief Fleming Stone ernst. „Sie tötete ihn in ihrer Rolle als Vicky Van. Begreifen Sie das nicht alles? Schuyler kam her als Sommers, und ließ sich nicht träumen, daß Vicky Van seine eigene Frau sei! Oder er mag es vermutet haben und wollte sich von der Richtigkeit seines Verdachts überzeugen. Jedenfalls, als sie bemerkte, daß er sie erkannt habe, lockte sie ihn in das Speisezimmer hinaus und erstach ihn mit dem Messer des Lieferanten."

„Niemals!" rief ich. Ich tobte jetzt nicht, sondern war betäubt von den Enthüllungen, die so rasch aufeinanderfolgten. Ich wollte nicht daran glauben, und doch konnte ich auch nicht mehr daran zweifeln. Nur eins stand bei mir fest: ich wollte Ruth Schuyler verteidigen bis zum äußersten. Ich wollte sie verteidigen gegen Vicky Van — doch, wenn aber Ruth wirklich Vicky Van war!? — Oh, welche maßlose Verwirrung! Ich konnte nicht zusammenhängend denken. Aber es wurde mir plötzlich klar, daß sie die Wahrheit gesprochen hatten. Ich besann mich darauf, daß schon die ganze Zeit verschiedene Züge an Ruth mich an Vicky erinnerten. Es war mir nie zum Bewußtsein gekommen; aber jetzt, als ich zurückblickte, sah ich, daß beide so viel Gemeinsames aufwiesen — in der Er-

„Er", rief ich aus, „die zwei sind doch nicht im fernsten einander ähnlich!"

„Miß van Allen trug eine schwarze Perücke", sagte Stone, „eine äußerst geschickt gemachte. Sie schminkte ihre Wangen rot, färbte ihre Augenwimpern schwarz, benutzte den Lippenstift, um eben die lebhafte Färbung hervorzubringen, die sie von Mistreß Schuyler unterschied."

Dumpf dachte ich darüber nach. Ja, sie hatten dieselbe Größe, dieselbe schlanke Gestalt; aber es war mir doch niemals früher eingefallen, ihre Erscheinungen zu vergleichen. Ich war überdies etwas kurzsichtig, und hatte nie genug persönliches Interesse an Vicky genommen, um ihre Gesichtszüge so liebevoll zu studieren, wie die von Ruth.

„Sehen Sie", sagte Fleming Stone, obwohl ich kaum zuhörte, „Sie sind auch der einzige Mensch, den ich finden konnte, der beide, Miß van Allen und Mistreß Schuyler, kennt! Es gibt sonst niemand, der mit beiden bekannt ist. Es hängt also so viel von Ihnen ab!"

„Aus mir werden Sie nichts herausbekommen!" schrie ich auf. „Die beiden sind durchaus nicht ein und dieselbe Frau! Sie haben unrecht, Sie und der lügenhafte Junge!"

„Ihre Heftigkeit ist ein Gegenbeweis für Ihre eigenen Worte", sagte Stone ruhig; „sie beweist, daß Sie selbst schon von der Wahrheit überzeugt sind, und Ihr Aerger, Ihre Wut sind eine Folge davon."

„Aber Herr!" sagte ich, indem ich versuchte, ruhig zu bleiben, „die ganze Sache ist ja unmöglich; wie hätte denn Mistreß Ruth Schuyler, eine wohlbekannte Dame aus der besten Gesellschaft, solch ein Doppelleben führen und als Miß van Allen, als ein so munteres, flatterhaftes Mädchen, auftreten können? Wie hätte sie unbeobachtet von einem Haus ins andere gelangen können? Wie sollte ihre Dienerschaft nichts davon wissen, selbst wenn es der Familie vielleicht verborgen geblieben wäre? Wie konnte sie ihren Gatten, ihre Schwägerinnen und ihre Freunde täuschen? Warum sah man sie nicht ein Haus verlassen und das andere betreten? Warum wurde sie nicht in dem einen Haus vermißt, wenn sie sich im anderen aufhielt?"

„Alles Fragen, die noch zu beantworten sind!" sagte Stone. „Sie wissen, Miß van Allen fuhr häufig für längere Zeit weg. Sie kam und ging fortwährend; heute war sie hier, morgen fort! Das bestätigten alle, die sie kannten."

„Wie?" wiederholte ich, „wie konnte sie das bewerkstelligen?"

„Wände haben Zungen", sagte Stone. „Diese Wände und dieses Haus erzählen mir die ganze Geschichte, das heißt, sie sagen mir, daß diese bewundernswerte Frau das scheinbar Unmögliche tatsächlich ausgeführt hat. Sie werden mir auch sagen, wie sie es ausgeführt hat, aber sie geben keinen Aufschluß über das Warum."

„Das ist wohl keine Frage", versetzte ich. „Wenn Ruth Schuyler wirklich solch ein Doppelleben führte, ist es leicht zu erklären, warum sie das tat. Weil dieser Rohling von einem Mann ihr keine Fröhlichkeit erlaubte, kein Vergnügen, keine Freude irgendeiner Art, die ihrer Jugend und ihrem Geschmack entsprochen hätten. Aber er selbst ging seine eigenen Wege und, seiner Frau und seinen Schwestern unbekannt, war er ein Lebemann! Was immer Ruth Schuyler getan haben mag, es ist vollkommen berechtigt..."

„Sogar, daß sie ihn tötete?"

„Sie hat ihn nicht getötet! Schauen Sie, Mister Stone, sogar wenn alles, was Sie sagen, wahr ist, haben Sie sie noch nicht des Mordes überführt. Und Sie sollen es auch nicht! Ich werde diese Frau vor jedem Hauch eines Skandals oder einer Verleumdung schützen — und das wäre es, wenn Sie sie anklagten, ihren Gatten getötet zu haben! Sie hat es nicht getan!"

„Das wird sich herausstellen", sagte Fleming Stone, und seine tiefliegenden grauen Augen drückten seine Befürchtung aus. „Aber heute nacht kann nichts mehr getan werden! Nicht wahr, Terrence?"

„Nein, Mister Stone, heute nacht nicht! Nein, keinesfalls heute nacht! Das ist unmöglich!" Der Ernst des Knaben schien mir in gar keinem Verhältnis zu stehen zu seiner einfachen Feststellung, aber ich konnte mich kaum mehr aufrecht halten und ging nach Hause. Die Nacht verbrachte ich in dumpfer Verwunderung, in wütendem Zweifel und endlich in der sich mir mit Gewalt aufdrängenden festen Ueberzeugung, daß Vicky Van und Ruth Schuyler wirklich ein und dieselbe waren.

Die Wahrheit über Ruth

Am nächsten Morgen war ich mir nur des einen Wunsches bewußt, Ruth aufzusuchen und ihr von meiner Liebe und meinem Glauben an sie zu sprechen, sie meines Schutzes und Beistandes zu versichern, was immer geschehen mochte.

Was immer geschehen mochte! Der Gedanke durchfuhr mich mit tödlichem Schmerz. Was sollte sonst geschehen, als — ihre Festnahme und ihr Verhör?

Als ich aus meiner Tür schritt — ich verließ das Haus zeitig, denn ich konnte Tante Luzie und Winnie nicht ruhig gegenübertreten —, beschloß ich plötzlich, doch lieber zuerst Stone aufzusuchen, um zu erfahren, ob sich irgend etwas ereignet hatte, seit ich ihn verließ.

Ich läutete an Vicky Vans Hause mit dem furchtbaren Gefühl eines bevorstehenden Unglücks, das schlimmer sein mochte, als alles bisher Dagewesene.

Fibsy ließ mich ein. Ich wollte den Knaben hassen, doch seine offensichtliche Verehrung für Ruth machte mir ihn lieb. Ich wußte, daß alles, was er entdeckt hatte, seine Seele wie mit Schwertern durchbohrte; aber sein Pflichtgefühl leitete ihn und er wagte nicht, sich zu bedenken oder zu schwanken.

„Haben Sie weiter etwas in Erfahrung gebracht?" fragte ich stammelnd, während wir in den Souterrainraum hinabstiegen, den sie jetzt als Speisezimmer benutzten.

„Ja, wie ich schon erwähnte, Wände haben Zungen und sie haben mir das ganze Geheimnis verraten, wie Mistreß Schuyler ihr Doppelleben durchführen konnte."

Aber er wollte mir nichts sagen, ehe ich mich nicht mit zwei Tassen Kaffee gestärkt hätte.

Fibsy selbst sagte nichts, außer einem kurzen „Guten Morgen"! Die Augen des Jungen waren rot und seine Stimme zitterte.

„Ich wußte", sagte Stone nach dem Frühstück, „daß es irgendeine Möglichkeit einer geheimen Verbindung zwischen den beiden Häusern geben mußte, dem Schuylerschen Hause und diesem. Sehen Sie, das Schuyler-Haus mit seiner Front in der V. Avenue ist drei Häuser weit von der Ecke entfernt, reicht aber hundert Fuß zurück und stößt unmittelbar an die rückwärtigen Räume dieses Hauses, welches von der Seitengasse nach hinten reicht. Mit einem Wort, die beiden Häuser bilden einen rechten Winkel, und die Rückwand vom Schuyler-Haus grenzt direkt an die Seitenwand der rückwärts gelegenen Zimmer dieses Hauses. Deshalb war ich überzeugt, es müsse ein Weg von einem Hause ins andere existieren, der für einen Beobachter unbemerkbar blieb. Und natürlich mußte er in Mistreß Schuylers eigene Räume führen, nicht in ihr Speisezimmer oder die Halle. Ein paar Fragen brachten mir die Gewißheit, daß Miß van Allens Ankleidezimmer von Mistreß Schuylers Badezimmer nur durch die Scheidewände der beiden Häuser getrennt war, und ich dachte mir, diese Wand müsse etwas sagen, und sie tat es."

Wir waren nun auf unserem Wege nach oben gekommen, und Stone wollte mich endlich das Geheimnis wissen lassen, das er entdeckt hatte.

Wir traten in Vickys Ankleidezimmer, und er fuhr fort: „Sie erinnern sich an die Goldperlenfranse, die in diesem Spiegelrahmen hängengeblieben war. Wir alle nahmen an, daß dies geschah, während Miß van Allen sich für ihre Gesellschaft ankleidete; aber ich kalkulierte, daß sie sich dort verfangen haben konnte, als sie in der Nacht des Mordes ins Schuyler-Haus entschlüpfte.

(Fortsetzung folgt)

Brautschau in Sowjetrußland.

Zeitbild von Michael Soschtschenko.

In diesen Tagen heiratete Jegorka Bassof. Eine kräftige, gesunde Frau führte er heim, sie wog wohl so zwei Zentner. Ueberhaupt hatte der Mann Glück.

Vorher war er nämlich drei Jahre lang Witwer gewesen, keine Frau wollte ihn haben. Aber gefreit hatte Jegorka fast um jede, sogar um die lahme Soldatenfrau aus dem Städtchen. Nur wegen einer Kleinigkeit ging die Sache damals auseinander.

Jegorka liebte es sehr, von dieser Brautschau zu erzählen. Er log dabei ganz unwahrscheinlich und wußte immer neue, interessante Einzelheiten hinzu zu dichten.

Alle Bauern kannten die Geschichte schon auswendig; aber dessenungeachtet baten sie Jegorka bei jeder Gelegenheit, sie noch einmal zu erzählen, und hielten sich schon im voraus die Seiten vor Lachen.

„Na ja, das war eine dumme Geschichte, gerade in der Hauptarbeitszeit — mähen, einfahren, Garben binden, man hatte alle Hände voll zu tun — und gerade in diesem Augenblick starb meine Frau. Heute, sagen wir, wird sie krank, morgen ist ihr schon ganz schlecht. Sie wälzte sich herum, phantasierte und fiel vom Ofen herunter. „Katerina Wassiljewa", sagte ich zu ihr, „es ist, als ob Sie mich ermordeten. Zu so ungelegener Zeit wollen Sie sterben? Halten Sie noch bis zum Herbst aus, dann können Sie meinethalben sterben." Sie wollte aber von nichts wissen.

Nun rief ich den Feldscher, ein Pud Hafer nahm er als Lohn. Nachdem er den Hafer in seinen Sack geschüttet hatte, sprach er: „Die Medizin ist in diesem Falle machtlos; Deine Frau muß doch sterben."

„An was für einer Krankheit denn? Verzeihen Sie die unbescheidene Frage!"

„Das", sagte er, „ist der Medizin wiederum nicht bekannt." Immerhin gab der Feldscher einige Pulver und fuhr dann weg.

Wir legten die Pulver hinter das Heiligenbild — es half nichts. In der Nacht starb die Frau. Da heulte ich natürlich: Mitten in der heißesten Arbeitszeit! Man soll mähen, einfahren, Garben binden ... Ohne die Frau schien das ganz unmöglich.

Ich war vollkommen ratlos. Wie wäre es aber, wenn man sich wieder verheiratete? Aber so geschwinde heiratet doch keiner! Wenn auch diese oder jene Frau ganz gern gewollt hätte — so in der Eile wäre es ihr doch peinlich gewesen.

Ich hatte aber große Eile. Kurz entschlossen wusch ich mir die Füße, zog meine neuen Hosen an und fuhr los.

Also kam ich ins Städtchen und ging zu meinen Bekannten. „Ich habe wenig Zeit", sagte ich, „es lohnt auch nicht, viele Worte zu machen: Wißt Ihr nicht eine Frau für mich? Sie kann schlecht sein, meinetwegen blind, alles egal, aber ich muß unbedingt heiraten."

„Gerade jetzt, so mitten in der Ernte, ist es schwer. Da denkt keine Frau ans Heiraten. Aber geht doch zur Soldatenfrau, zu Anistja, vielleicht könnt Ihr die herumkriegen."

Dahin ging ich also. Ich kam hin und sah: Eine Frau saß auf der Truhe und kratzte sich am Fuß.

„Guten Tag, hören Sie auf zu kratzen, ich habe ein Anliegen an Sie", sagte ich.

„Das stört ja eines das andere nicht", gab sie zurück.

„Nun, es ist Erntezeit, lange Reden brauchen wir nicht zu machen. Sie und ich — wir sind ein Paar, einen Dritten haben wir nicht nötig. Wollen wir heiraten? Und morgen gehen Sie aufs Feld. Garben binden."

„Das geht schon, wenn Sie wirklich Interesse für mich haben", sagte sie.

Ich sah mir die Frau näher an, sie war nicht schlecht. Alles vorhanden, kräftig schien sie auch zu sein, sie konnte also sicherlich arbeiten. „Na", sagte ich, „natürlich interessiere ich mich für Sie. Aber wollen Sie mir nicht vielleicht, gleichsam, wie auf einem Fragebogen, genau antworten, wie alt Sie sind?"

„Mein Alter ist gar nicht so hoch, wie es aussieht. Die Jahre habe ich nicht gezählt, aber das Geburtsjahr ist — der Wahrheit die Ehre! — 1886."

„Zum Nachrechnen ist jetzt keine Zeit, wenn Sie nicht lügen, ist ja alles in Ordnung."

„Nein", erwiderte sie, „ich lüge nicht, der Himmel straft den Lügner. Soll ich mich fertig machen?"

„Haben Sie denn viele Sachen?"

„Nein, sehr viel Sachen habe ich nicht, eine Truhe und ein Federbett."

Wir luden die Truhe und das Bett auf den Wagen; ich nahm auch noch einige Kochtöpfe und Holzscheite mit, dann fuhren wir ab. Ich lenkte das Pferd; meine Frau saß auf der Truhe und schmiedete Zukunftspläne, wie sie leben und was sie kochen wollte. Es würde auch nichts schaden, wenn man mal in die Badstube gehen würde — drei Jahre hatte man nicht gebadet.

Endlich kamen wir an. „Steigen Sie bitte aus", sagte ich. Die Frau stieg aus dem Wagen. Ich sah, daß sie sonderwürdig ausstieg, so von der Seite, als wenn sie lahmte.

Pfui Teufel, dachte ich, das kann ja eine schöne Sache werden. „Sie, Frauchen, Sie scheinen ja wohl ein bißchen zu hinken?" „Ach nein", sagte sie, „ich kokettiere bloß."

„Ja, erlauben Sie mal, wenn Sie wirklich hinken, dann ist das aber eine sehr ernste Angelegenheit. Eine hinkende Frau kann ich in der Wirtschaft nicht gebrauchen."

„Ach nein", entgegnete sie, „das ist nur das linke Bein. Es ist im ganzen noch keine Handbreit kürzer."

„Ob es eine halbe oder eine ganze Handbreit kürzer ist, darauf kommt es nicht an. Wir haben keine Zeit, erst noch lange nachzumessen. Aber das geht nicht. Da werden Sie ja beim Wassertragen alles verschütten ... und überhaupt ... Entschuldigen Sie bitte, ich habe mich übereilt."

„Nein", sagte sie, „jetzt ist die Sache abgemacht."

„Nein", erwiderte ich, „ich kann nicht. Alles ist ja sehr günstig: Ihr Gesicht und auch das Geburtsjahr 1886 gefallen mir ausnehmend gut, aber es geht nicht! Verzeihen Sie schon, aber das mit dem Fuß habe ich übersehen."

Nun begann die Frau zu schreien und zu schimpfen, natürlich ging es auch nicht ohne Prügel ab. Sachte trug ich ihre Habe auf den Hof hinaus. Sie fuhr mir noch einige Male übers Gesicht, dann sagte sie: „Dein Glück, Bauer, daß Du es bemerkt hast. Fahre mich jetzt nach Hause."

Wir stiegen in den Wagen und fuhren los. Wir waren noch etwa sieben Kilometer vom Ziel, als mich eine furchtbare Wut packte. Jetzt, mitten in der Erntezeit, soll ich Bräute nach Hause kutschieren? Da kann man nicht viel Federlesens machen.

Kurzerhand warf ich ihre Habe vom Wagen herunter und wartete, was die Frau nun tun würde. Die blieb auch nicht lange mehr sitzen, sondern sprang ihrer Habe nach. Ich aber lenkte meine Stute in den Wald und jagte davon.

Wie sie mit der Truhe und dem Federbett nach Hause gekommen ist, weiß ich nicht. Angekommen ist sie aber, denn nach einem Jahr hat sie doch noch geheiratet."

Traum.

Eine Mutter-Skizze von Friedrich Lindemann.

Eine Mutter-Skizze von Friedrich Lindemann.

Die Kranke lag still und reglos in den Kissen. Ihre Brust hob sich kaum. In den blaßblauen Adern am Halse stieg nur mühsam die Welle des Blutes. Gesicht und Hände zeigten die Farbe der Kerze, das bleiche, fast durchsichtige Schillern des Opals. Wenn nicht die Augen gewesen wären, hätte man glauben können, sie sei schon tot.

Aber diese Augen ... Das waren Mutters Augen eigentlich gar nicht mehr und doch im Grunde um so Vieles mütterlicher. Größer und dunkler. Ein goldener Schimmer lag jetzt über der Pupille, ein warmer, fast überirdischer Glanz. Ja, so waren diese Augen ...

In der ersten Zeit, nachdem ihnen der Arzt die harte Gewißheit gegeben, hatten sie Tage und Nächte gewacht, um diese Augen sich zum letzten Male schließen zu sehen. Jetzt,